

# Das Unterhaltungs-Blatt

## Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 29.

Montag, 4. Februar.

1929.

(15. Fortsetzung.)

### Fräulein Deutschland.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Rosa Borten.

„Ihr könnt eben alle nicht rechnen! Mit ihrer Pension müßte Mutter bequem auskommen. Aber wenn man über seine Verhältnisse wohnt . . .“

„Thea, du weißt recht gut, daß wir die Wohnung, die allerdings für uns zu teuer ist, seitdem du ausgezogen bist, zum 1. April gekündigt haben.“

Ediths ruhige Art reizte die Schwester noch mehr. Sie ging an den Schreibtisch, entnahm ihm einen fünfzig-Mark-Schein und warf ihn auf den Tisch. Edith faltete ihn gelassen zusammen und schickte sich an, zu gehen; als Thea aber den Vorwurf, daß sie alle nicht rechnen könnten, immer wiederholte und zur Verstärkung sich auf Arthurs Zeugnis berief, konnte Edith sich doch nicht beherrschen.

„Ob wir rechnen können oder nicht, weiß ich wirklich nicht zu sagen. Daß Herr Arthur Kramer es versteht, hat er allerdings zur Genüge bewiesen“, sagte sie, tapfer ihre Erregung niederkämpfend.

„Was willst du damit sagen?“ schrie Thea in höchster Wut.

„Du verstehst mich ganz gut, meine Liebe! Eugen und ich haben es an wünschenswerter Offenheit vor und nach deiner Hochzeit nicht fehlen lassen und nie mit unserem Urteil über deinen Mann hinter dem Berge gehalten. Nein! Widerspruch mir nicht! Laß mich es dir ruhig sagen, — es ist vielleicht für lange Zeit die letzte Gelegenheit, die sich dazu bietet. Dieser Mensch, der nichts Höheres in der Welt kennt, als Geld, hat dich so völlig verdorben, daß du dich darüber ärgerst, von den Unsummen, die dir in den Schoß fallen, deiner kranken Mutter ein Almosen geben zu müssen . . .! Ich bin noch nicht zu Ende! Und, was du sagen willst, weiß ich, ehe du es aussprichst. Meinst du, deine Erfolge könnten mich veranlassen, anders zu reden, als ich denke und empfinde?! . . . Klein und erbärmlich bist du geworden durch deine Ehe, trotz allen äußeren Glanzes, und an ihr wirst du zugrunde gehen, verlaß dich drauf.“

Schoaufatmend schloß sie ihre Rede und wartete einen Augenblick, in der törichtesten Hoffnung, die bessere Einsicht könne in Thea die Oberhand gewinnen. Sie hatte aber in größter Gemütsruhe eine Zigarette angezündet und wandte sich, scheinbar erstaunt, die Besucherin immer noch anwesend zu finden, von dem kupfergetriebenen Rauchtischchen um.

„Hast du mir noch etwas zu sagen?“

„Nein . . .! Oder doch! Wenn du deiner Mutter fernher eine Hilfe zugebracht hast, so sende sie ihr, bitte, wie früher, per Post.“ „Soll geschehen; Auf Wiedersehen!“ Es dauerte geraume Zeit, ehe Edith so weit gekommen war, daß sie ihrem Manne, der schon wiederholt ungeduldig die Uhr gezogen hatte, gegenübertreten konnte. Trotz ihrer Selbstbeherrschung bemerkte dieser sofort, daß es unangenehme Erörterungen gegeben hatte. Seine besorgten Fragen wehrte sie aber lächelnd ab, nahm seinen Arm und drückte ihn mit zärtlicher Inbrunst. „Ach Liebster, was bin ich froh, daß ich dich gefunden habe!“

Erst, nachdem sie ihr beschriebenes Mittagsgemal eingenommen hatten, erzählte sie ihm den Austritt mit der Schwester. Eugen hörte ruhig zu, da er sah, wie die Beichte sie erschütterte.

„Mein liebes Kind“, sagte er dann, „du mußt dich mit rechnen, daß Kramer dich und Thea entzweien würde. So lange sie seine Frau ist, wird er alles daran setzen, die Leute von ihr fern zu halten, die ihr über seinen Charakter die Augen öffnen könnten.“

Auch bei Kramers sprach man über den Konflikt zwischen den beiden Schwestern, aber die Resultate, zu denen man am Kurfürstendamm kam, waren wesentlich anders, als das klare Verstehen und stille Vergeben in der Hansastrasse. Arthur war über Ediths „dreistes“ Benehmen aufs höchste empört, fand, daß Thea vollkommen korrekt gehandelt habe, indem sie ihr nach solchen Ausfällen die Türe wies, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß man nun wohl für einige Zeit von diesem Komödiantenpaar verschont bleiben würde . . .

Er war sehr damit zufrieden gewesen, ein so angenehmes neutrales Thema gefunden zu haben, in dessen Erörterung er die Wut, die sich im Laufe des Vormittags bei ihm angesammelt hatte, etwas austoben lassen konnte, ehe er auf den eigentlichen Grund seiner Erregung zu sprechen kam. Die war, wie bei ihm natürlich, geschäftlicher Natur und die Frucht einer längeren Unterredung, die er mit Feldbauer, Vater und Sohn, in seinem Bureau gehabt hatte. Dem Älteren war nämlich bei seiner monatlichen Revision der Bücher aufgefallen, daß der Posten für Dramaturgengehälter ungebührlich angeschwollen sei. Bei näherem Eingehen auf diesen Punkt, von dem Kramer ihn mit allen diplomatischen Kniffen nicht abbringen konnte, hatte sich herausgestellt, daß neben Werkmeister bereits vier weitere Dramaturgen bei der „Lössen-Kompagnie“ in festem Solde tätig waren. Wenn irgend jemand ein leidlich brauchbares Manuskript eingekandt hatte, war er sofort von Kramer engagiert worden, der bei der immer schwieriger werdenden Beschaffung von Themen für Thea sich eine wertvolle Kraft sichern wollte, und dabei die seltsame Erfahrung machen mußte, daß ein festes Monatsgehalt merkwürdig lähmend auf die Phantasie dieser Herren wirkte.

Siegfried Feldbauer hatte mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit in geschäftlichen Dingen die vier kurzer Hand entlassen und Kramer dadurch vor ihnen bloßgestellt, daß er ihnen erklärte, ihre Kontrakte bedürften zur rechtlichen Verbindlichkeit der Unterschrift seines Sohnes als kaufmännischen Direktor. Diese Blamage, die durch die lebhaften Vorwürfe der vier Unglücksleute nicht gerade an Bitterkeit verlor, hatte Arthur in seiner Großmannsucht verlegt und er schäumte innerlich gegen den „Älten“, der ihm so deutlich zu verstehen gegeben, daß er einen nochmaligen Übergriff über die ihm bewilligten Machtbefugnisse nicht gestatten würde.

Zu diesem Ärger, den er in sich hineinfressen mußte, kam noch, daß er durch einen Spion, den er unter dem Personal der Reichmann G. m. b. H. gefunden hatte, erfuhr, daß man dort auf die Holm zurückgegriffen habe, und eine riesenhafte Reklame mit deren neuem Ki-ni-plane. Obwohl er Erich Reichmanns bedeutende Fähigkeiten auf diesem Gebiet kannte, war er doch überrascht, schon auf dem Heimweg leuchtend-gelbe Plakate mit der Anpreisung echter „Miriam-Holm-Zigaretten“ zu gewahren. Werkmeister, der neben ihm schritt, machte



ihn mit hämischem Lächeln darauf aufmerksam, und hielt ihn dann, als sie den Fahrdamm überschritten, am Armel fest, um seinen Blick auf eine Ankündigung zu lenken, die den Raum einer Litschsäule in ihrer ganzen Höhe einnahm und die rote Miriam in der kleidsamen Tracht einer Mexikanerin auf schäumendem Mustang zeigte.

„Nanu?“ hatte er mit boshaftem Schnunzeln gesagt, „die ist wohl glücklich beim Zirkus gelandet...?“ „Lieber Werkmeister“, hatte Kramer eifigen Tones geantwortet, „Sie täten besser daran, wirksame Ideen für meine Frau zu suchen, statt mich hier zu necken. Sie sehen, der Meyer hat da einen glänzenden Einfall gehabt, mit dem die Leute sicher Länd haben werden... Ihre ewigen schmachtlappigen Geschichten locken keinen Hund mehr vom Ofen. Wenn Sie mir in den nächsten acht Tagen nichts Wirksames unterbreiten können, bin ich leider gezwungen...“ Er hatte sagen wollen: „Sie zu entlassen!“ Die Szene mit dem alten Feldbauer aber, deren Zeuge der Dramaturg gewesen war, fiel ihm zur rechten Zeit noch ein, und setzte er versöhnlicher seine Rede fort: „Bin ich leider gezwungen, anderswo mich danach umzusehen.“

Werkmeister versprach, zu tun, was in menschlichen Kräften stand, und dann waren sie übereingekommen, noch am selben Nachmittag mit Thea eine Besprechung abzuhalten, um gemeinsam darüber zu beraten, wie man die drohende Konkurrenz der Miriam und des gerissenen Erich Neumann am besten bekämpfen könne.

Das Ehepaar war eben vom Essen aufgestanden, als der Diener Herrn Werkmeister meldete, der jetzt Thea mit Handkuß begrüßte. Man sah noch beim Mokka, als Schönbeck, der neue Photograph, eintrat, der in letzter Zeit zu den Intimen des Hauses gehörte, und den Kramer telephonisch gebeten, an der Besprechung teilzunehmen. Er hatte diesen jungen Wiener, der sein Fach leidlich gut verstand, hauptsächlich deshalb an sich gezogen, weil ihm die kritiklose Bewunderung, die er für alle seine Maßnahmen an den Tag legte, äußerst schmeichelte.

Kramer eröffnete mit einer durchdachten Ansprache die Verhandlung. Schönbeck, der Thea zerstreut anstarrte, rief mehrermale ein „Bravo!“ dazwischen, und zwar an so unpassenden Stellen, daß selbst Kramer stutzig wurde. Ein wohlgezielter Fugtritt Werkmeisters, der ihn nicht leiden konnte, weil er ihm mit seinen Änderungsvorschlägen schon manche Stunde überflüssiger Arbeit eingebracht, weckte ihn schließlich aus seiner Träumerei. Der Photograph fuhr empört auf, der Dramaturg sagte ein verbindliches „Verzeihung, da bin ich wohl an Ihr Bein gestoßen?“ und der Zwischenfall war erledigt.

Nachdem Kramer geendet, bat Werkmeister ums Wort. Er müsse im vorhinein um Verzeihung bitten, wenn er mit seinen Ausführungen vielleicht Anstoß erregen werde, — doch er gehöre nun einmal nicht zu jenen erbärmlichen Leuten, die um des eigenen Vorteils willen auch dann schweigen, wenn offenes Reden einfach Pflicht sei. Sein Blick ruhte hierbei wie zufällig auf dem Wiener, der sichtlich zusammenzuckte.

„Verehrteste, gnädige Frau“, fuhr Werkmeister mit erhobener Stimme fort, „Sie wissen, daß ich stets Ihrem Gatten ein ehrlicher Freund gewesen bin. Ich darf mir schmeicheln, daß ich mir im Laufe der Zeit auch Ihre Freundschaft verdient habe. Als aufrichtiger Kamerad und treuer Mitarbeiter sage ich es Ihnen: Wir müssen scheitern, wir müssen der Konkurrenz unterliegen, weil unsere allverehrte Künstlerin — zu einseitig ist!“

Die Stille, die diesen Worten folgte, war beängstigend. Schönbeck forschte in Kramers Gesicht, und da er auf ihm Falten des Unmutes sich aufbäumen sah, rief er: „Unerhört ist dös! Unerhört!“

Werkmeister lächelte überlegen.

„Verehrtester, ich muß mir Ihre Kritik entschieden verbiten“, sagte er gedehnt. „Sie mögen als Photograph Ihre Vorzüge haben und als solcher Ihren geschätzten Senf zu meinen Arbeiten geben, — das, um was es sich jetzt aber handelt, verstehen Sie einfach nicht.“

Der Wiener schwieg verdukt, und ehe er eine

passende Antwort gefunden, war sie schon wieder gegenstandslos geworden durch Kramers Worte, in denen er die Möglichkeit, daß Werkmeister recht habe, zugeb und um nähere Ausführungen bat.

Der Dramaturg, der die Wirkung seiner Worte, mit denen er seinem seit Wochen angesammelten Ärger Luft gemacht hatte, etwas abschwächen wollte, begann nun mit einer überschwenglichen Lobeshymne auf Thea und ihre unergreifliche Kunst, die über alle Kritik erhaben sei. Das Publikum folge ja auch willig und jubile entzückt Beifall, wenn es seinen Liebling auf der Leinwand erblicke. Die Möglichkeiten aber, für ihr Können den passenden Rahmen eines interessanten Milieus zu finden, seien beschränkt und, wie er glaube, erschöpft. Es handle sich also darum, neue Variationen, verblüffende Tricks zu erfinden und alles, was ihm auf diesem Gebiete in schwerem Nachdenken eingefallen, sei bisher daran gescheitert, daß Frau Thea zwar eine Meisterin in der Darstellung von Frauen aller sozialen Klassen sei, ihr aber die körperliche Gewandtheit, die eine systematische sportliche Schulung gäbe, durchaus fehle.

Alles atmete erleichtert auf, denn diesen Vorwurf konnte man eigentlich als gar keinen gelten lassen. Besonders Kramer war froh, daß Werkmeister, vor dessen Taktlosigkeit er eine höllische Scheu hatte, sich so geschickt aus der Affäre gezogen. Er nickte denn auch befriedigt, als der Dramaturg jetzt fortfuhr:

„Denken Sie sich bitte selbst einmal aus, verehrte Kampfgenosse, welche Möglichkeit sich uns eröffnet, wenn Frau Thea zum Beispiel reiten könnte. Oder sechten, ein Automobil lenken, rudern könnte...! Ich verpflichte mich, Sensationsfilme zu bauen, daß man bei Neumann vor Neid grün und gelb wird! Was halten Sie von einem Film: „Die Bezwingerin des Ozeans“? Thea Lossen als Amerika-Fliegerin...? Nicht übel, was...?“

„Ihr Gedankengang ist richtig, lieber Werkmeister, und meine Frau wird Ihnen bestätigen, daß wir erst gestern dasselbe Thema erörterten. So habe ich bereits unter anderem ein Reitkleid für sie bestellt. Nicht wahr, Thea?“

Sie sah ihn erstaunt an, denn noch nie war ähnliches zwischen ihnen besprochen worden. Trotzdem bejahte sie eifrig und gab, um die Sache noch glaubhafter zu machen, Einzelheiten aus der angeblichen Unterredung wieder. Kramer unterbrach sie, da er mit Recht ein zuviel fürchtete. Er war jetzt, nachdem er sich durch seine Lüge der Situation gewachsen gezeigt hatte, in glänzender Laune und sprudelte von Vorschlägen über.

„Also schreiben Sie uns so einen Film, lieber Werkmeister“, sagte er, als die Gäste sich zum Ausbruch erhoben hatten, „Die Bezwingerin des Ozeans“, so ein Titel zieht jetzt vielleicht. Noch heute werde ich mich mit einer Flugschule in Verbindung setzen... Und dann wollen wir einmal sehen, ob wir die Konkurrenz zu fürchten haben.“

Während ihr Mann die beiden Herren hinausbegleitete, sah Thea, die zum Schluß auffallend still geworden war, in tiefes Nachsinnen versunken auf dem weichen, niedrigen Diwan. Sie hatte Arthur ja allerdings schon oft auf kleinen Schwindeleien ertappt, daß er sich aber so skrupellos mit fremden Einfällen brüsten könnte, hätte sie denn doch nicht für möglich gehalten. Ihr Rechtlichkeitsgefühl, über das Kramer schon so oft bitter gespottet hatte, empörte sich hin und wieder noch, wenn sie bereits viel von seiner Art angenommen hatte.

„Warum hast du Werkmeister, der es doch gut mit uns zu meinen scheint, belogen?“ fragte sie ihren Mann, als er jetzt in den Salon zurückkam.

„Soll das etwa ein Vorwurf sein? Statt dich zu freuen, daß unsere Existenz wieder einmal für lange Zeit hinaus gesichert ist, willst du mich schulmeistern?“

Sie war aufgestanden und hing sich an seinen Hals. „Ich freue mich ja mit dir! Aber mußtest du diese Unwahrheit sagen?“

„Kleines Narrchen!“ sagte er milder gestimmt und strich ihr über das blonde Haar, „die Welt will nun einmal belogen sein...!“ (Fortf. folgt.)



## Lösegeld für Elith.

Eine okkulte Geschichte, die wahr ist, 9 Minuten zur Lektüre erfordert und bei der sich jeder denken kann, was er will.

Von Leo am Brühl.

Das kleine Kurhotel sollte am nächsten Tag geschlossen werden. Überraschend war der Winter gekommen, auf den fernen Höhen lag der erste Schnee. — So saßen wir Drei, seit einer Woche schon die letzten und alleinigen Gäste, wohl auch zum letztenmal zusammen.

„Erzählen Sie etwas“, sagte James G. Houser und hob das Grogglas gegen mich, „irgendetwas Aufregendes. Es muß nicht wahr sein!“

„Nur keine Spukgeschichte“, bat Dr. Bellmann, „ich könnte doch nicht daran glauben. Selbst wenn sie erfunden wäre, obwohl die Geschichten, die gut gelogen sind, am ehesten geglaubt werden.“

„Sie leiden, lieber Doktor“, wandte ich ein, „an der lattsam bekannten Ungläubigkeit der Chirurgen. Chirurgen sind Leute, die grundsätzlich nur das glauben, was sie gesehen haben. Das bringt eben das Metier mit sich. — Erzählen Sie doch etwas aus Ihrer Praxis!“

Der Amerikaner wehrte mit einer Handbewegung ab: „Warten Sie! — Mir fällt ein Erlebnis ein. — Es liegt lange Zeit zurück, und ich habe es seit Jahren nicht mehr erzählt, um mich — nicht lächerlich zu machen. — Denn kein Mensch kann es glauben. Und dennoch ist es wahr.“

„Es wird doch bei Ihnen drüben im zweimal nützlichen Amerika nicht spuken“, unterbrach der Arzt.

James G. Houser gab lächelnd zurück: „Ich würde mich freuen, Mister Bellmann, wenn Sie mich Ihr Urteil wissen lassen, nachdem ich meine Sache erzählt habe; und es würde mich ganz besonders freuen, wenn Sie diesen Spuk, wie Sie es sicherlich nennen werden, wissenschaftlich erklären könnten. Bisher standen alle Gelehrten und Ungelehrten, denen ich den Fall auseinandersetzte, vor einem Rätsel.“

„Sie machen mich wahrhaftig neugierig“, gestand der Chirurg. „Es handelt sich doch wohlgekehrt um Ihr eigenes Erlebnis?“

„Hören Sie!“ sagte der Amerikaner und legte die kurze Pfeife, von der er sich selten trennte, zur Seite. Dann begann er: „Houser und Keane, Bankers, Harrison Avenue, Boston, bestanden damals knapp zwei Jahre. Vorher waren Keane und ich gute Freunde gewesen, und gute Makler dazu. Keane hatte so viel an Südafrika-Shares verdient wie ich an Florida-Eisenbahnen. So etablierten wir uns in Boston. Das Geschäft ging gut. Wir lebten danach. Keane war jung verheiratet. War ich einmal abends nicht bei ihm eingeladen, dann besuchte ich Theater und Konzerte. Habe dafür immer etwas übrig gehabt. Eines Abends nun — ich kam aus der Musik-Hall — öffnete ich die Tür zu meinem Arbeitszimmer und sehe im Sessel neben meinem Schreibtisch Keane sitzen und ... weinen. Es kommt mir gar nicht in den Sinn, zu überlegen, wie denn Keane eigentlich in meine Wohnung gelangt ist, die doch abgeschlossen war.“

„Was ist um des Himmels willen?“ fragte ich erschreckt. Keane hebt den Kopf und schaut mich aus entsetzten Augen an. „Elith ist entführt worden“, röchelt er.

Ich taumle zurück und mir ist mit einemmal, als seien mir alle Glieder gelähmt. Elith entführt? — Elith ist Keane's dreijähriges Baby, sein Stolz, seine Freude, seine Erholung, sein Alles. — Und ein Stück auch von mir, der ich immer ein Kindernarr gewesen bin.

„Wie das, Keane? — Sprich schnell!“

„Ich weiß nicht. — Ellen hatte das Kind in sein Bettchen gelegt und bei ihm gewacht, bis es eingeschlafen war. Eine Stunde darauf, als wir selbst ins Schlafzimmer kamen, war das Bettchen leer. Das heißt, leer war es nicht. Ein Zettel war da. — Legen Sie kommende Nacht vier Uhr zehntausend Dollar Lösegeld vor das Portal des Hauses 16 Haymarket-Place. Wenn nicht pünktlich oder Polizei benachrichtigt, werden Sie Ihr Kind nicht wiedersehen.“

Erpressung. — Sehr einfach und sehr klar.

„Hast du die Polizei benachrichtigt, Keane?“

„Nur nicht!“ jammert er. „Nur nicht. — Ich will die zehntausend Dollar bezahlen und Elith wiedersehen!“

„Gut“, sage ich und suche die Schlüssel zum Safe. „Gehen wir hinunter und holen wir das Geld!“

Keane springt auf. Wir verlassen die Wohnung. Gehen zwei Treppen hinunter, Keane dicht hinter mir. Ich sperre das Bankkloster auf, öffne den Schrank mit der Tageskasse, hole den Betrag und lege ihn vor Keane auf den Schaltertisch.

Keane sagt: „Schreib mir eine Quittung vor. — Ich zittere zu sehr.“

„Anstehn, Keane. — Unterschreib die Quittung morgen früh.“

„Lieber jetzt gleich“, beharrt er, „wer weiß, was bis morgen noch geschieht.“

Gut. — Ich fülle einen Bordruch aus. — Keane nimmt einen Federhalter. — Schreibt seinen Namen: Robert Keane. Ganz klar und deutlich seinen Namenszug: Robert Keane. Ich lösche die Schrift ab. — Und wie ich wieder aufschaue, wirkt mich ... das Grauen gegen den Schalter, ... meine Augen verschleiern sich, ... der Atem setzt aus, ... umsonst ringe ich nach Luft ... die Gestalt Keane's zerfließt vor mir wie ein Nebel ... zergeht vor meinen gesunden Augen zu ... einem Nichts!“

James G. Houser schwieg und strich sich ein paarmal nervös über das Haar. Dann stürzte er den Inhalt seines Glases hinunter und nahm zögernd seine Rede wieder auf: „Beachten Sie nicht“, sagte er, „meine Erregung. Es faßt mich heute noch fast an, wenn ich mir das wieder vorstelle, dieses Vergehen, diese Auflösung in grauen Dunst. Weiter. Als ich einigermaßen die Ruhe zurückhabe, schaue ich mich um, wie nach einem bösen Traum. Aber da war kein Traum gewesen. Das Bündel mit zehntausend Dollar Noten lag wirklich auf dem Tisch und daneben die Quittung, mit Keane's Namenszug! — Wie ich an das Telefon gekommen bin und glücklicherweise Keane's Nummer sagen konnte, weiß ich nicht. — Drüben war Ellen am Apparat.“

Sie hört meinen Namen und schluchzt: „Schnell, Mister Houser, kommen Sie hierher und bringen Sie zehntausend Dollar mit, die man für Elith verlangt. Man hat sie uns gestohlen.“

Ich zwingt mich mit der letzten Kraft zum Rest meiner Vernunft und frage: „Wo ist denn Robert?“

Er ist nicht an das Telefon zu bringen. Mister Houser, er sitzt hier und weint, weint herzzerbrechend! — Kommen Sie doch! Vergessen Sie das Geld nicht, Mister Houser! — Man will meine kleine Elith umbringen!“

„Ich bin sofort dort!“ rufe ich und wankte, selbst jetzt wie ein Irreter, zum Kassenschrank, schließe ab, stecke Geld und Quittung in die Tasche, sperre das Vokal ab, alles wie in einer Trance. Kenne die Straße hinunter, finde ein Auto, sage zu Keane. Es ist, wie Ellen gesagt hat. Es ist genau, genau bis auf den Wortlaut des Erpresserbriefes, so wie Keane selbst mir berichtet hat. Keane ... der gar nicht bei mir war, der seit zwei Stunden weinend vor dem leeren Bett gesessen hatte.“

Dr. Bellmann räusperte sich und fragte laut: „Hat sich unterdessen nicht das Geld und, vor allem, die Unterschrift auf der Quittung, auch in Nichts aufgelöst?“

„Nein. — Die Scheine waren in meiner Rocktasche. Und die ausgefüllte Quittung ebenfalls. Ich erzähle den ganzen Wahnsinn dem zitternden Keane, halte ihm das Papier unter die Nase. Was sagt er? — „Es ist meine Unterschrift, sicher, James, es ist sie genau. Aber ich habe sie nicht dahingelassen, kann sie doch nicht dahingelassen haben.““

„Scheint also festzustehen“, unterbrach wieder der Arzt, „daß Sie selber die Unterschrift Ihres Teilhabers auf der Quittung angebracht haben. Bekannt war sie Ihnen ja zur Genüge.“

„Wenn ich nicht zu all diesen unverständlichen Dingen noch annehmen soll“, antwortete der Amerikaner, „daß Keane's zweites, gespenstisches Ich mit einer Feder zu schreiben versteht, müßte ich tatsächlich unter einem Zwang, den ich wieder nicht begreife, Keane's Namen geschrieben haben.“

„Und was wurde aus der kleinen, armen Elith?“ schaltete ich ein.

„Keane also wollte von der Polizei nichts wissen. — So legten wir, ohne mit irgend jemand darüber zu sprechen, in der Nacht, kurz vor vier Uhr morgens, das Lösegeld vor das Portal des Hauses Nr. 16, Haymarket-Place, — und entfernten uns. Wir gingen in Keane's Wohnung zurück. Um fünf Uhr klingelte es bei ihm, unten an der Haustür. Wir flogen geradezu hinunter: auf der Schwelle, unverfehrt, sah ... Elith. — Wir hatten das Kind zurück.“

Aber die Geschichte ist noch nicht zu Ende. — Ich legte mich, vollkommen erschöpft, im Wohnzimmer Keane's auf ein Sofa und schlief zwei Stunden. Um acht Uhr muhten wir im Geschäft sein, Keane und ich. Als wir im Auto saßen, das uns zur Harrison Avenue bringen sollte, sagte Keane plötzlich: „Ich habe nach der Aufregung noch so furchtbar dazu geträumt, daß ich jetzt schlimme Kopfschmerzen habe.“ — „Geträumt? Was denn?“ — „Ich geriet in Streit mit Careman und habe ihn, glaube ich, erwürgt.“ — „Mörder!“ sage ich lachend. Careman war unser erster Kassierer.

Wir öffnen die Bank um acht Uhr. Es wird achteinhalb, es wird neun, — der Kassierer Careman erscheint nicht. — Ich rufe seine Wohnung an, keine Antwort. — Polizei. Es dauert drei Minuten, dann sagt der Kommissar: „Ein Mann, auf den Ihre Beschreibung paßt, könnte, ist — ohne jeden Ausweis — heute früh kurz nach sechs Uhr Gate Haymarket-Place und Harrison Avenue aufgefunden worden. Tot. Erwürgt. Vom Täter keine Spur.“ — Der Tote trägt zehntausend Dollar in bar in seiner Rocktasche. — Es liegt also kein Raubmord vor.“

Ich rase hin. — Der Erwürgte ist Careman, die Dollar



in seiner Tasche sind dieselben, die wir als Lösegeld niedergelegt hatten. Nun, es stand fest, daß Careman unsere Pilsith entführt hatte, um zehntausend Dollar zu verdienen. — Er brauchte sie nötig, denn er hatte sie — wie wir bei der Revision seiner Bücher feststellten — unterschlagen. — Wer ihn am hellen Morgen erwürgt hat, ohne das Geld an sich zu nehmen, ist nie ermittelt worden.“

„Wohl Mister Reans Geist“, entfuhr es mir.

James G. Houser suchte mit den Schultern.

Dr. Bellmann stand auf und sagte rauh: „Ich will annehmen, — ohne Ihnen, Mister Houser, zu nahe treten zu wollen, — daß Ihnen das alles nicht mehr so ganz scharf im Gedächtnis ist. — Wollte ich das, was Sie erzählten, ohne Einschränkung glauben, dann müßte ich meinen Beruf aufgeben und — Spiritist werden. Lassen Sie mir meine arme Überzeugung.“

„Was meinen Sie dazu?“ wandte sich der Amerikaner an mich.

„Nichts! — Es ist eine Geschichte, wie man sie sich nicht phantastischer ausdenken könnte. — Versuchen wir, zu schlafen. — Denn morgen müssen wir ja wohl abreisen.“

Wir reichten uns zu stummem Abschied die Hand und suchten unsere Zimmer auf. — Geschlafen aber habe ich in dieser Nacht nicht mehr.

## Etwas von der Nase.

Von Hermann Jodisch.

Jeder besitzt sie, jeder kann sie greifen, manchen juckt sie, oft glänzt sie in rötlichem oder bläulichem Schimmer, und doch erblickt sie keiner, außer wenn er in den Spiegel schaut. Aber selbst um sie sehen zu können, bedürfen viele ihrer Hilfe und Mitwirkung: sie müssen die Brille auf sie pflanzen oder den Zwider auf ihr festklemmen; die Augenkläser sind die wahrhaftigen Nasenreiter.

Die Nase ist das Aschenputtel unter den Sinnesorganen; feins wird so verspottet wie sie. Hier fordert die Stupsnase zum Lachen heraus, dort weckt die ungewöhnliche Größe die Spottlust. Nie hat es an Leuten gefehlt, denen die Nase zum Gesichtsräger wurde, und die wohl nur, um diesen zu verbergen, den schönen Ausdruck Gesichtserker schufen. Aber sie hat auch ihre Verteidiger gefunden. Ein plattdeutsches Sprichwort sagt: „De fine Nase assnitt, schändet sin Angeficht“, und Fritz Reuters Ausspruch: „Daß du die Nas' ins Gesicht behälst!“ ist allgemein bekannt. Die Niederdeutschen haben noch ein paar andere Redensarten zur Feier der Nase. Die eine: „n gueden Giewel mät dat Hus sin“, ist auch ins Hochdeutsche übergegangen: „Ein großer Giebel ziert das Haus.“ Die andere greift schon aufs Gebiet der Physiognomik über: „Spit' Nas' un spit' Rinn, da sit de Düvel drin!“

Aber schon lange vor den Plattdeutschen und Kaspar Lavater hatten die Römer solcher Erkenntnis volle Aufmerksamkeit zugewendet. Bei Horaz ist die Nase so viel wie Verstand, während bei Seneca eine athenische Nase gleichbedeutend mit Weisheit ist.

Unzweifelhaft wohnt der Nase eine bestimmende Eigenschaft inne, das gilt für Individuen und für Völker. Der naive Dummkopf, der Tölpel, wird auf der Bühne meist mit einer Knopfnase dargestellt; eine scharf gebogene, kräftig entwickelte Nase dient zur Veranschaulichung des festen, unbeweglichen Charakters. Neugierigen Menschen teilt der Schauspieler eine spitze Nase zu, und allbekannt sind Schnupfer- oder Trinkerhasen. Wir sprechen weiter von Dackeln, Adler- und Raubvogelnasen, von Stups- und Stumpfnäsen. Jeder dieser Bezeichnungen wohnt ein Charakteristikum inne, von dem aus wir auf Geist und Gemüt des Nasenträgers schließen.

Im praktischen Leben spielt die Nase die denkbar größte Rolle, ja sie ermöglicht uns überhaupt das Leben erst. Wir wissen allerdings heute, daß die Existenz des Menschen weiter zurückreicht als bis zum erstmaligen Gebrauche der Nase; die Alten waren anderer Meinung. Von allen Organen, die in der Bibel genannt werden, ist die Nase das erste: „Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloße und blies ihm den lebendigen Odem in die Nase; und so war der Mensch eine lebendige Seele.“ So ist es nur billig, wenn dieser wichtige Körperteil im Volksleben allenthalben eine bedeutende Rolle spielt. In der Tat ist die deutsche Sprache an entsprechenden Ausdrücken geradezu überreich.

Viele Menschen haben den Wunsch, einem eins auf die Nase zu geben; weiß das indessen in den seltensten Fällen angängig ist, schlagen sie ihm lieber die Tür vor der Nase zu, und der arme Tölpel muß sich mit einer langen Nase davon trollen. Schlimm ist es, wenn ihm die Kinder eine Nase stehen. Jedenfalls dürfte es empfehlenswert sein, die

Nase von Dingen zu lassen, die einen nichts angehen, und nicht die Nase überall hin zu stecken. Bei Nichtbefolgen dieses Rates kann man sich leicht eine Nase holen oder einen Nasenstüber. Man soll auch den Leuten nicht alles an die Nase binden, was man weiß, soll überhaupt mit seinem Urteil vorsichtig sein; denn man sieht es nicht jedem an der Nase an, wer und was er ist. Besser ist es schon, in Einsicht eigener Fehler, sich selbst mal an der Nase zu ziehen, sonst kann es leicht geschehen, daß man uns eine Nase dreht oder uns an der Nase herumführt, bis wir auf die Nase fallen und auf der Nase liegen. Andererseits ist es ein angenehmes Gefühl, wenn man eine feine Nase, eine Spürnase für des anderen Schwächen hat, ihm an der Nase strabbeln, ihm auf der Nase herumtanzen kann und ihm endlich seine Dummheit unter die Nase reiben darf. Ganz besonders ruft solches Tun naseweissen Burschen gegenüber höchste Befriedigung hervor — das Wort naseweis ist vielleicht das ausdrucksvollste, das die Sprache in dieser Beziehung aufzuweisen hat.

Voller Gelehrsamkeit äußert sich Lessing zu dem Thema (im Anti-Goese 2): „Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil, sowie seine eigene Nase, und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist.“ Cicero nennt die Nase die Vornauer der Augen. Das sind Verteidigungen, die man sich gefallen lassen kann! Die Dichter verwenden das Wort Nase erstaunlich wenig; sie besingen Augen, Ohren, Mund, Hände und Füße der Geliebten, aber sie schweigen von der Nase. Dabei ist die Nase doch um nichts weniger appetitlich als irgend ein anderes vielbesungenes Organ.

Ein amerikanischer Gelehrter hat den Grund für die Zurücksetzung der Nase in dem unschönen Klang des Wortes sehen wollen, und wirklich hat das englische „nose“ etwas Plumpes und Grobes an sich. Aber wie steht es im Deutschen? Schon der König der Vokale, das a, veredelt das Wort, und dann verfügen wir über die hübschen Verkleinerungsformen Näschen und Näslein und noch viele Zusammensetzungen. Die Ursache muß also anderswo liegen. Man vergegenwärtige sich nur, daß die Nase in Shakespeares Dramen sechshundertmal und noch weiter zweimal in den Sonetten eine Rolle spielt, dazu fünfmal in Wortzusammensetzungen und Verbindungen. Goethe beschäftigt sich mit der Nase im „Werther“ und im „Faust“; Schiller verwendet das Wort etwas dunkel, und Gräbe macht die Nase zum Gegenstand seiner Jonismen und grotesken Vergleiche. Die Bibel, dieses wirklichkeitsstreue Buch, das mit der Wertbestimmung der Nase beginnt, enthält auch deren erste, wohl einzige lyrische Verherrlichung. So singt der Dichter des „Hohen Liedes“: „Dein Hals ist wie ein elkenbeinerner Turm; deine Augen sind wie die Teiche zu Hesbon, am Tor Bathrabbim; deine Nase ist wie der Turm auf Libanon, der gegen Damaskus steht.“

Von englischen Dichtern haben außer Shakespeare nur Chaucer und Tennyson, dieser dreimal, der Nase poetische Erstlingsberechtigung zugesprochen. Milton redet nur höchst dezent von „Nüstern“. Kostands „Cyrano von Bergerac“ ist das einzige Drama, das sich um die Nase dreht und hauptsächlich von ihr handelt. Es gibt indessen noch drei Prosaerwerke, zwei Romane und eine Novelle, oder ein Märchen, wie es der Verfasser nennt, die sich die Nase zum Gegenstand der Fabel gewählt haben. Das ist einmal Rabelais' weltberühmtes Buch „Gargantua und Pantagruel“, ferner Lamrence Sternes traulches, doch gedantentiefes Werk „Tristram Shando“ und endlich Wilhelm Hauffs anmutige Erzählung vom „Zwerg Nase“.

Bestenfalls bleibt es, daß wir noch keine deutsche gelehrte Unteruchung über den Gegenstand besitzen. Die Nase in ihrem Verhältnis zur Dichtung wäre immerhin eine dankenswerte Unteruchung!

## ○○○ Scherz und Spott ○○○

Sein Trid. Zu einem Althändler in der Süderstraße in Hamburg — so wird in Reclams „Universum“ erzählt — kommt ein Mann und will eine Hofe kaufen. Eine für zehn Mark erscheint ihm nicht sehr genug. Als er daraufhin eine für zwanzig Mark vorgelegt bekommt, probiert er sie an, steckt die Hände in die Taschen und erklärt dann sofort, diese Hofe wolle er nehmen. Sie wird ihm eingepackt, er bezahlt und geht. „Solche Kunden möchte ich auch haben“, sagt ein Geschäftsfreund zu dem Händler, nachdem er den Vorgang mit angesehen. „Warum hat sich der Mann bloß die zweite, viel schlechtere Hofe sofort aufreden lassen, und sogar den doppelten Preis bezahlt?“ — „Das will ich dir sagen“, erwidert der andere mit schlaumem Lächeln. „Ich hatte doch in die Hosentasche ein altes leeres Portemonnaie gesteckt!“